

HADIJA HARUNA-OELKER • DIE SCHÖNHEIT DER DIFFERENZ



**HADIJA HARUNA-OELKER**

**DIE SCHÖNHEIT  
DER DIFFERENZ**

**Miteinander anders denken**

**btb**



*Für Malik, Lars und Sternenkind*

*Weil ihr mir zeigt, was ich nicht länger brauche,  
und ich mit euch den Weg zu all dem Schönen finde.*



## Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	9
Disclaimer: Wie dieses Buch lesen .....	23
<b>Sozialisierung: Wie werden wir?</b> .....	35
Kindheit: Bei Rassismus wird ihnen schlecht .....	37
Afrika und Schwarzes Bewusstsein.	
Mein Empowerment .....	62
Mein (Schwarzer) Feminismus .....	89
<b>Bewegung: Was beeinflusst uns?</b> .....	103
Initialmomente .....	105
Meine Reise durch die Mitte .....	116
Differenz und soziale Bewegungen .....	129
Generationendialoge und der (Klima-)Wandel. ....	141
<b>Globalisierung: Wie leben wir?</b> .....	155
Kinder der Diaspora .....	157
Wir sind hier, weil ihr da wart .....	170
Denk ich an Hanau:	
Über Selbstbestärkung als Widerstand .....	185
<b>Konstruktion: Was wird aus uns gemacht?</b> .....	207
Vom Deutschsein, vom <i>Weißsein</i> und den <i>Anderen</i> ...	209
Muslimisch, jüdisch, romani –	
Zur Konstruktion von Gruppen .....	233

Von Familienverstrickungen und Mit-Gefühl . . . . .	255
Identitäten und die (Ohn-)Macht der Differenz . . . . .	267
Vom Lernen und Verlernen . . . . .	291
<b>Emotion: Wie fühlen wir?</b> . . . . .	303
Vom Fühlen . . . . .	305
Von der Wut . . . . .	329
<b>Klassifikation: Wie werden wir eingeteilt?</b> . . . . .	337
Haste Arbeit, haste Geld, haste ... . . . .	339
Wenn Habitus zählt . . . . .	352
Klasse und Chance . . . . .	361
<b>Gender, Sexualität und Körper: Wie betrachten wir uns?</b> 375	
Genderleicht. Pronomen und ich, du, wir . . . . .	377
Heterowelten . . . . .	390
Körperbetrachtungen . . . . .	406
<b>Geist: Wie nehmen wir wahr?</b> . . . . .	429
Wahrnehmung und Psyche . . . . .	431
Trauma und Sein . . . . .	442
<b>Behinderung: Was blenden wir aus?</b> . . . . .	457
Die Bewegung der größten marginalisierten Gruppe ..	459
Behindert sein und behindert werden . . . . .	478
Mutterschaft. Eltern sein . . . . .	483
<b>Zum Schluss, der kein Ende ist</b> . . . . .	501
Differenz feiern . . . . .	503
Dank . . . . .	513
Quellenverzeichnis . . . . .	517

## Vorwort

*Wir sehen nicht die Dinge, wie sie sind,  
sondern wir sehen sie, wie wir sind.*

– Talmud

Dieses Buch ist eine Einladung. An alle, die über die Zustände unserer Gesellschaft nachdenken wollen. An Menschen die andere Antworten suchen als die gängigen Bestandsaufnahmen über Spaltung, Grabenkämpfe oder Generationenkonflikte. In diesem Buch schreibe ich *für* etwas und nicht gegen etwas an. Ich schreibe für eine diverse Gesellschaft und ihre Schönheit, und ich schreibe für alle, die einen Weg dorthin suchen. Ich schreibe für Menschen, die verstehen wollen und die sich »aufgeweckt« fühlen, weil sie sich mit dem, was uns unterscheidet und viele unterdrückt, noch nicht oder noch zu wenig beschäftigt haben – oder weil es sie schon lange beschäftigt. Dieses Buch ist für Menschen, die nicht nur mit Gleichen reden möchten, sondern erfahren wollen, was ihnen noch unbekannt ist. Es ist für alle, die Fragen haben, auf der Suche nach Antworten sind und die Angst ablegen wollen, etwas falsch zu machen. Die sich Klärung statt Selbstgeißelung wünschen, die Offenheit und Achtsamkeit konfrontativen Begegnungen oder vereinfachenden Pro-und-contra-Debatten vorziehen. Es ist für alle, die lernen und verlernen wollen, die wachgekitzelt werden möchten und sich fragen: Was ist da noch?

Ich trage in diesem Buch Überlegungen und Geschichten von Personen, die sich seit Jahren über eine gleichberechtigte und machtkritische Gesellschaft Gedanken machen, mit wissenschaftlichem Wissen zusammen, und ich setze all das in Verbindung zu mir selbst. Ich schreibe dieses Buch aus meiner Perspektive, die manchmal eine unterdrückte und andere Male eine privilegierte ist. Mein Sprechen und Schreiben ist das Ergebnis meiner eigenen Subjektivität, Meinung und Position. Es zeigt meinen Weg genauso wie meine schmerzhaften Erkenntnisse.

Ich bin eine Schwarze, nicht behinderte, normschlanke, cis-hetero Frau mit der Erfahrung, chronisch krank zu sein. Ich bin Mutter, Ehefrau, Tochter, Schwester, Journalistin und Feministin. Ich wurde in Westdeutschland sozialisiert. Meine Perspektive ist die eines Arbeiter\*innen- und Angestelltenkindes der sogenannten unteren Mittelschicht, das studiert und einen sozialen Aufstieg erlebt hat. Ich bin Teil einer weltweiten Geschichte der Unterdrückung. Eingebettet in ein soziales Umfeld bin ich von Menschen umgeben, die mir zeigen, was es heißt, migriert, Schwarz, behindert, arm, muslimisch (gelesen zu werden), jüdisch, sinti, queer, dick\_fett, neurodivers und/oder chronisch krank zu sein. Ich stehe mit ihnen in Verbindung, fühle mich verbündet. Ich glaube, dass es kein Zufall ist, dass mich so viele unterschiedliche Menschen in meinem Leben begleiten und ich sie. Ich habe viel durch und in der Begegnung mit anderen gelernt, Bewegung ist Teil meiner Biografie. Auf diese Weise stehen mein Umfeld und ich repräsentativ für unzählige Menschen, die unterschiedlich leben und sich in ihrem Menschsein gleichen. Die Publizistin Hannah Arendt nannte es die Gleichheit beim absoluten Unterschiedlichsein, und genau darin liegt die Schönheit der Differenz, die ich mit diesem Buch erfahrbar machen möchte und die infrage stellt, was vielen als »normal« gilt.

Normal. Ein so häufig verwendeter und schwieriger Begriff. Der Duden beschreibt es als »der Norm entsprechend; vorschriftsmäßig so [beschaffen, geartet], wie es sich die allgemeine Meinung als das Übliche, Richtige vorstellt«. Ich glaube, dass wir nicht darum herumkommen, genau dieses Normale zu hinterfragen, denn vielmehr sollten wir alle verstehen, was es bedeutet, privilegiert zu sein und auf der nicht benannten Seite gesellschaftlicher Konstruktionen zu stehen. Was es in Deutschland heißt, *weiß*, hetero, seelisch gesund, normschön, nicht behindert, christlich sozialisiert, mit Studienabschluss oder gesichertem Auskommen zu sein. Wir alle sollten uns in unseren jeweiligen Positionen dessen bewusst werden, was wir nicht sind, und dem nicht mit Abwehr oder (Selbst-)Stigmatisierung begegnen. Das ist ein politischer Akt und ein intimer Weg, weil sich kein Mensch den eigenen Geburtsort auf der Welt oder vieles von dem, was das eigene Sein ausmacht, ausgesucht hat. Das zu erkennen bedeutet, sich selbst gegenüber eine Haltung zu entwickeln, die von innerer Nähe und Zugewandtheit auf der persönlichen Ebene geprägt ist, um auf der Metaebene die gesellschaftlichen Machtverhältnisse und die eigene Positionierung darin zu erkennen. Ich glaube, dass wir im Nachdenken, Sprechen und Aushandeln unseres Miteinanders weniger Sorge und Empörung, sondern mehr Verständnis für mögliche Irritationen auf dem Weg zu neuen Erkenntnissen brauchen.

Deshalb beschäftige ich mich in diesem Buch mit den Perspektiven »der Benannten«, also von Diskriminierung betroffenen, marginalisierten Menschen und deren Beziehungen zu denjenigen, die deren Erfahrungen nicht machen. Ich möchte den Fokus weg vom Leid hin zu Ursachen und Folgen lenken und verschiedene Sprachen erfahrbar machen. Deshalb sehe ich es positiv, dass wir in einer Zeit nie erlebter »Demokratisierung der Öffentlichkeit« leben, in der mehr Menschen die Möglich-

keit haben, an Aushandlungsprozessen über unsere Gesellschaft teilzunehmen. Für mich ist die Behauptung, dass marginalisierten Menschen mit ihren Anliegen im Namen der Gerechtigkeit neue Ungerechtigkeiten schaffen, haltlos, weil niemand benachteiligt werden soll, aber sich bei genauerer Betrachtung viele Dinge anders denken lassen. Zum Beispiel, dass das, was als normal gilt, eine soziale Wirklichkeit ist, die von jedem Menschen anders erlebt wird und für die unsere Sozialisierung eine maßgebliche Rolle spielt: das Elternhaus, die Schule oder der Sportverein. Je nach Wertvorstellungen unseres Umfelds werden wir unterschiedlich geprägt. Wie eine eigene Meinung und Persönlichkeit entsteht, ist für alle von uns verschieden, es ist in Deutschland ganz anders als an anderen Orten der Welt. Eine einheitliche Definition von Normalität kann es deshalb nicht geben. Und das, was normal ist, lässt sich demnach auch verändern.

Aus diesem Grund erzähle ich in diesem Buch davon, wie ich unsere Gesellschaft und ihre Menschen in ihrer Differenz sehe. Ich stelle Fragen an die Gegenwart, und meine Suche nach Antworten und meine Betrachtungen verstehe ich als eine mögliche Lesart dieser komplexen Gegenwart. Das alles auf diese Weise aufzuschreiben ist für mich auch ein Wagnis, weil ich mich angreifbar mache, weil mein Privates hier politisch wird. Aber hey, kein Wachstum ohne Risiko! Daran glaube ich, und deshalb be-gebe ich mich auf unbestimmtes Terrain.

So verlief auch mein Weg in den Journalismus, der Ende der 2000er in der Position von »eine wie dich hatten wir noch nie in der Redaktion«, also in der Vereinzelung, seinen Anfang nahm. Er ist für mich auch ein Weg einer Emanzipation, auf dem ich meine Rolle im Journalismus finden musste. Auch Medienschaffende sind (nur) Menschen, die unterschiedlich denken, weshalb ich für eine kritische Herangehensweise, einen transpa-

renten und verantwortungsvollen Journalismus stehe und eine Journalistin sein möchte, von der das Publikum weiß, welche Absenderin sie ist.

Ich bin bewegt und mache kein Geheimnis daraus, Menschenrechtlerin zu sein. Es war ein intensiver Weg, das journalistische Handwerk, meine Expertise und meinen Stil öffentlich in ein Verhältnis zu stellen. Und so nehme ich in diesem Buch mein journalistisches und mein persönliches Ich zum Ausgangspunkt, weil ich glaube, dass das eine Erzählung nicht weniger neutral macht. Zumal sowieso kein Mensch neutral ist. Als Teil meiner Generation habe ich erfahren, wie es ist, in die Fußstapfen von Menschen zu treten, die den Weg für ihre Nachkommen geebnet haben. Und ich bin Teil einer Generation, die inzwischen selbst auf eine jüngere blickt. Damit geht mein Blick auf unsere Gesellschaft von einer sozialen Bewegung aus, die schon immer ihre Bündnisse gesucht hat. Mein Anliegen ist es, zwischen den vielen Positionen, die ich sehe, zu übersetzen, Verständnis zu schaffen und Brücken zu bauen – auch zu den politischen Generationen der Emanzipationsbewegung, die schon so lange ihren Weg zur Freiheit geht, damit sie »in der Gewissheit ihres unveräußerlichen Rechts der Menschenwürde« leben kann, wie es Freiheitskämpfer Nelson Mandela bei seiner Antrittsrede als erster Schwarzer Präsident nach der Apartheid 1994 ausdrückte.

Noch immer und anders gibt es auch heute in Deutschland noch vieles zu besprechen, was unsere Gesellschaft und unsere gemeinsame Vergangenheit angeht. Und das noch mehr, seitdem wir uns durch die Corona-Pandemie weniger sehen und in Kontakt sein können, um auszuhandeln, wie wir zusammen leben wollen. Deshalb ist mein Nachdenken auch ein Zeitzeugnis gesellschaftspolitischer Verschiebungen, die sich mir im letzten Jahrzehnt gezeigt und in unterschiedlichen Debatten zugespitzt

und ein bündnishaftes Wachstum sozialer Bewegungen eingeleitet haben. Das Emanzipationsbewusstsein einer neuen politischen Generation treibt die Gesellschaft nach vorne. Widerspruch und Widerstand gegen gängige Routinen wachsen, auch weil antisemitisch und rassistisch motivierte Anschläge sich verstärkt haben. An die Oberfläche dringt nun, was Hunderte Jahre Unterdrückung bewirkt haben. Und dieser Aufbruch kündigt für mich an: Es ist erst der Anfang.

Es gibt für uns alle viel zu klären. Wer spricht über wen, und wer wird gehört? Wer wird bei Entscheidungen mitgedacht, angesprochen, ausgeblendet und wer nicht eingeladen? Wem wird Wissen zugänglich gemacht, und wer ist davon ausgeschlossen? Wer entscheidet über allgemeingültige Regeln und Ordnungen? Wen inkludiert und exkludiert unsere Gesellschaft? Warum ist das so? Wer will das noch, und wer will das nicht mehr? Und wie gehen wir besser miteinander um? Um darauf zugewandte Antworten zu finden, illustriere ich in Workshops gerne ein bildhaftes Beispiel, das vielleicht einige kennen: mit einer Person, der einer anderen auf den Fuß tritt und daraufhin sagt: »Ich habe es nicht bemerkt, außerdem bin ich ein guter Mensch.« Ich habe schon viele gefragt, was sie von dieser Antwort halten. Manche nahmen den Satz als indirekte Entschuldigung an die getretene Person wahr, andere reagierten empört, weil die Reaktion vom Schmerz ablenkt. Und wieder andere empfanden die Begründung als unwichtig, weil der Schmerz zählt und es dafür einer Entschuldigung bedarf – ohne Wenn und Aber.

Verleugnung, Scham und Schuld sind die Abwehrmechanismen, aus denen heraus Menschen handeln, wenn sie andere verletzt haben. Denn auch Personen, die verletzen, erleben emotionale Zustände, wenn ihnen klar wird, dass sie etwas verschuldet haben, insbesondere dann, wenn es unabsichtlich geschehen ist. Schuld entsteht durch eine (gefühlte) Beschuldigung von außen.

Scham ist oft die Reaktion auf das Nichterfüllen eines Ideals, das jemand für sich anstrebt, zum Beispiel ohne Fehler sein zu wollen. Oder sie resultiert aus der subtilen Angst, nicht mehr gemocht zu werden. Nicht selten kommt es dann zu einer Umkehr: Dann geht es in einer verletzenden Situation plötzlich um die Gefühle, Hintergründe und Intention der Person, die getreten hat, und nicht um den betroffenen Mensch, dessen Fuß schmerzt.

Was bedeutet dieses Bild für unser Zusammenleben? Es stellt die Frage, wem die Aufmerksamkeit gebührt und welche Rolle die Intention handelnder Menschen spielt. Wir leben in einer Zeit, in der viele marginalisierte Personen schon lange Schmerzen äußern und jetzt häufiger damit wahrgenommen werden. Sie bitten darum, dass ihnen nicht mehr auf die Füße getreten wird. Deshalb ist die Frage, welcher Umgang und welche Auseinandersetzungen daraus folgen: welche Menschen bereit sind, die eigene Blase zu verlassen und bisherige Vorstellungen zu verändern. Wie es gehen kann, sich ohne Schuld und Scham gemeinsam damit auseinanderzusetzen, was Differenz und Diskriminierung in unserer Gesellschaft bedeuten. Eine Kollegin sagte einmal zu mir, dass sie sich eine »ruhige Sicherheit« im gemeinsamen Umgang mit Diskriminierung wünsche, und meinte damit ein entspanntes und fürsorgliches Miteinander. Eine entspannte Haltung, die unsere Differenz nicht ändern möchte und an der Weiterentwicklung von Wissen darüber interessiert ist, wie wir als Gesellschaft mit unseren Vielheiten umzugehen lernen. Also damit, sich nicht mehr auf die Füße zu treten. Was auch bedeutet, eine gemeinsame Sprache zu finden, weil uns oft die Worte fehlen, um ohne Wertung übereinander zu sprechen. Wie also kann es uns gelingen, achtsam über- und zueinander zu sprechen, wenn wir uns begegnen, und wie können wir nach dem fragen, was wir nicht wissen? Wie gehen wir mit

denjenigen um, die sich auf all das gar nicht einlassen wollen? All diese unterschiedlichen beteiligten Menschen machen unseren gesellschaftlichen Zustand so fragil, und das zu erkennen ist ehrlich.

Der Sozialwissenschaftler Aladin El-Mafaalani zeichnet zur Erklärung für diesen aktuellen gesellschaftlichen Prozess ein eindrückliches Bild: Er lässt uns einen Tisch imaginieren, an dem neben der sogenannten Dominanzgesellschaft inzwischen auch die Nachkommen einstiger eingewanderter Menschen Platz genommen haben, die zuvor auf dem Boden saßen. Dass sie nun mit am Tisch sitzen, unterscheidet sie von den eigenen Eltern. Ihre zunehmende Teilhabe hat den Blick für die eigenen Empfindungen und Ausgrenzungserfahrungen dieser Personen geöffnet. Das ist eine positive Entwicklung, die aber nicht zur Folge hat, dass ihre Diskriminierungserfahrungen verschwunden sind. Sie können im Gegenteil sogar zunehmen, weil »die Neuen« am Tisch von manchen, die vorher dort saßen, als unliebsame Störung oder Konkurrenz wahrgenommen werden oder weil manche deren Unterdrückung weiterhin wollen. Das Bild vom Tisch und auf dem Boden sitzenden Menschen steht für so viele verschiedene Differenz- und Diskriminierungserfahrungen und zeigt, dass, je mehr Menschen am Tisch Platz nehmen (wollen), es auch immer Kräfte und Gegenkräfte gibt. Es erklärt, warum wir inmitten einer gesellschaftlichen Transformation stecken und es auch mal heftig zugeht im Gespräch: Weil viele Ichs mit ihren unterschiedlichsten Differenz- und Diskriminierungserfahrungen ihr Recht einfordern, gehört zu werden, und dabei um Deutungsfragen gerungen und darüber gestritten wird, wer wie recht bekommt. Soziologische Betrachtungen beruhigen damit, dass eine differenzierte Gesellschaft sich gerade durch Konflikte integriert, und zwar dann, wenn diese als notwendig anerkannt und institutionalisiert werden. Wenn sie also im Sinne aller ge-

führt werden, was trotzdem anstrengend ist: Es bleibt kompliziert, auch wenn sich Dinge verbessern, und unsere zukünftige gesellschaftliche Aufgabe wird es sein, uns nicht nur damit auseinanderzusetzen, was uns verbindet, sondern auch mit dem, was uns unterscheidet.

Und dazu braucht es insbesondere politische Räume, in denen ein ehrlicher Umgang mit den unangenehmen Seiten unserer Geschichte gefunden werden muss und den Folgen, die wir heute auf unterschiedliche Weise tragen. Unsere Vergangenheit ist, wie sie ist, und wir können uns nicht von ihr lösen, sie ist mit unseren Alltagshandlungen genauso verwoben wie mit unseren Vorstellungen von der Welt. So kommt es, dass alle Menschen andere verletzen können, aber wir uns darin unterscheiden, wie wir es tun. Und welche Konsequenzen wir aus den Erkenntnissen ziehen.

Veränderung beginnt im Denken, was für mich heißt, unsere Gleichheit in einer anderen Dimension zu suchen. Deshalb liegt für mich die Schönheit in unserer Differenz, und ich stehe unserem gesellschaftlichen Wandel positiv gegenüber. Mehr noch, er schenkt mir Hoffnung. Mit dieser Einstellung habe ich dieses Buch geschrieben, einer Perspektive, die Blicke weitert, Möglichkeiten zeigt und Handlungsräume aufmacht, um ein anderes Miteinander zu denken. Um dorthin zu kommen, bedarf es einigen Aufwands und Kraft. Dazu müssten »wir« uns alle erst einmal besser kennenlernen, verstehen und ansprechen können, ohne einander zu verletzen. Und genau das versuchen seit den 2000ern die Vertreter\*innen der unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen in den Sozial- und Erziehungswissenschaften mit Begriffen und Theorien, die den Begriff der Differenz ergänzen. Davon ausgehend werde ich in diesem Buch mit dem von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägten Ansatz der sogenannten »Intersektionalität« arbeiten.

Dahinter verbirgt sich ein Verständnis von Menschen, das sie nicht in einzelnen Merkmalen wie beispielsweise Aussehen, Körper, Religionszugehörigkeit oder Körpermerkmalen begreift, sondern in deren Gleichzeitigkeit. Weil kein Mensch nur aus einer Erfahrung besteht und Menschen vieles sind. Allein unsere Persönlichkeit setzt sich aus einer Fülle von Eigenschaften zusammen, die sich über die Zeit eines Lebens verändern können. Es sind innere Dimensionen wie beispielsweise Alter, Aussehen oder Begehren, auf deren Zustand wir wenig Einfluss haben. Anders ist es bei den äußeren Eigenschaften wie Einkommen, Gewohnheiten oder Elternschaft. Dazu kommt der Einflussbereich der Gesellschaft, in die jeder Mensch mit seinem gesamten Sein eingebettet ist. Wenn wir also von diesem Verständnis ausgehen, gibt es keine statischen homogenen Gruppen, weil in einem Menschen verschiedene Realitäten zusammenwirken und jeder Mensch *anders* ist. Davon ausgehend will ich in diesem Buch Vorstellungen starrer Kategorien und Konstruktionen aufbrechen, in die wir Menschen als Gruppen gepresst werden. Denn kein Mensch kann einseitig als diskriminiert oder Diskriminierender verstanden werden, so einfach ist die Welt nicht. Eine Person kann von einer Ausgrenzung betroffen sein und an anderer Stelle selbst diskriminieren. Und das schafft Möglichkeiten für gemeinsame Bündnisse.

Wer sich mit Schwarzen, behinderten, queeren, religiösen, spirituellen, aber auch mit psychologischen und neurologischen Perspektiven beschäftigt, wird viele Ansätze und Analysen finden, die das Ziel haben, diese Intersektionalität zu erklären und damit zu argumentieren. Schon vor Jahrzehnten haben Wissenschaftler\*innen weltweit aufgezeigt, wie wir unsere eigene Position im Spiegel *der Anderen* erkennen lernen. Auch ich versuche mich in diesem Ansatz des Verstehens, weil das bedeutet, mich befreiter bewegen zu können, mich verbinden

zu können und mich verbunden zu fühlen. In diese Richtung zu denken war für mich kein in jeder Phase angeleiteter Weg, und ich bin längst nicht angekommen. Er entwickelt sich in mir durch meine Begegnung mit Menschen, dadurch, dass ich mir Wissen aneigne, Fehler mache und mir eingestehe, dass ich mit meinem (unbewussten) Handeln andere verletzen kann, und daraus Konsequenzen ziehe. Dieser Weg ist ein Prozess, der praktisch heißt, dazulernen und Gelerntes wieder zu verlernen. Ich glaube daran und bin nicht alleine damit, Möglichkeiten zu sehen, um aus bestehenden unterdrückenden Systemen zu mehr Gleichberechtigung für alle zu gelangen. Marginalisierte Menschen kämpfen schon seit Jahrhunderten darum, sie haben mit ihren Ideen Freiheiten erkämpft. Einzelne Menschen sind dabei eigene und persönliche Wege gegangen, haben Verbündete gesucht oder sind in Bewegungen gewachsen. Konstruktiv an gemeinsamen Lösungen für alle zu feilen geht mit Bedacht, und es bedarf Sensibilität, um Ungerechtigkeiten freizulegen. Abläufe und Denkweisen zu verändern heißt, an den eigenen Haltungen und Routinen für ein Besseres zu rütteln.

So muss sich in uns selbst zeigen, dass unsere Differenz ein Gewinn im eigenen Leben ist. Deshalb liegt der erste Schritt zu einem gemeinsamen Miteinander auch genau dort. Es geht um eine sich selbst und anderen Menschen zugewandte Reflexion, weil erst so möglich wird, sich auf Veränderungen einzulassen, die ein Denken anregen, das flexibel genug ist, die Richtung zu ändern. Dazu sind insbesondere Menschen in privilegierten Positionen aufgefordert. Es bedeutet, aus der Komfortzone herauszutreten, sich mutig zu zeigen. Und mutig sind nach Mandela nicht die Menschen, die keine Angst haben, sondern die, die ihre Furcht besiegen und die eigene Befreiung nicht an der Unterdrückung anderer Menschen ausmachen, weil Gleichberechtigung keine Unterdrückung ist.

Über zehn Jahre nach der Selbstenttarnung des NSU, den Anschlägen von Halle und Hanau in den Jahren 2019 und 2020 und dem Einzug und Etablieren rechter Kräfte und ihrer Parteien in sämtlichen deutschen Parlamenten braucht unsere Gesellschaft eine Idee davon, wie sie ihre Differenz zu einer Kraft bündelt, die dieser Entwicklung wehrhaft entgegentritt. Dazu muss allen klar sein, dass für eine Demokratie einzustehen auch bedeutet, sich in machtkritischen Fragen auszukennen und ungerechte Machtstrukturen aufzulösen. Es muss sich etwas verändern, damit über Gerechtigkeit reden nicht zur Floskel verkommt. Das heißt, dass es nur mit allen Beteiligten am Tisch unserer Gesellschaft nach vorne geht, denn erst dann wird keine Perspektive vergessen, weil kein Mensch alleine alle auf dem Schirm haben kann. Weil nur so neue Ein- und Ansichten dazukommen. Im besten Fall finden sich im Aushandeln unterschiedliche Ideen darüber, wie sich geeinigt wird. Vielleicht braucht es einen neuen Tisch. Aber das ist der Weg der Allianz für eine anerkennende, inklusive Gesellschaft in der Gegenwart und Zukunft.

Meine Gedanken dazu sind von der afrikanischen Philosophie des Ubuntu geprägt, die die Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels Tsitsi Dangarembga in ihrer Preisrede 2021 bekannt gemacht hat. Es sind Perspektiven, die auf gegenseitiger Anerkennung und Achtung basieren und für mich bedeuten, rational, aber nicht emotionslos zu sein. So ist mein Denken von einem Fühlen bestimmt, von dem ich zutiefst überzeugt bin. »Rationalität heißt eben nicht, emotionslos zu sein. Es kann auch heißen, von der Wichtigkeit des Emotionalen im Leben zutiefst überzeugt zu sein. Es heißt, die Wichtigkeit von Beziehung zu kennen und in all den Herausforderungen des Lebens die Kraft nicht aufzugeben«, schrieb mir der Antirassismus-Trainer, Pfarrer und Wegbegleiter Austen Brandt einmal

zu meiner Stärkung. Auch mir geht es um Aussöhnung, um ein Weitergehen mit denen, die einen gemeinsamen Weg mit allen suchen. Deshalb sehe ich mich selbst auch als werdende und nicht als Seiende und werde mein ganzes Leben lang Lernende sein. In diesem Buch teile ich meine Gedanken und bin dabei nicht fertig. Es ist eine Momentaufnahme und handelt von meinem Leben in verschiedenen Umfeldern, die mir Einblicke gewähren. Deshalb spreche ich heute unterschiedliche Sprachen und lerne stetig dazu. So war es auch während des Schreibens dieses Buches – bis zum Schluss.

Differenz bedeutet für mich nicht, *anders* zu sein, sondern ist eine alltägliche und schöne Erfahrung im Miteinander. Differenz ist meine Normalität, und meinen Weg hierher habe ich gefunden, weil meine Familie, meine Freund\*innen, mein bewegtes Umfeld und viele Menschen innerhalb der Schwarzen Community und andere marginalisierte Personen ihn mir gezeigt und mich bestärkt haben, weil ich mich empowert und emanzipiert habe. So hat sich während der Entstehung dieses Buches vieles in mir verändert, und diesen Prozess möchte ich nun teilen. Weil teilen auch Heilung ermöglicht und das für mich die Grundlage einer Gesellschaft ist, aus der die Schönheit der Differenz wachsen kann.



## Disclaimer: Wie dieses Buch lesen

*Mit einer neuen Sprache wird der Wirklichkeit immer dort begegnet, wo ein moralischer, erkenntnisthafter Ruck geschieht, und nicht, wo man versucht, die Sprache an sich neu zu machen, als könnte die Sprache selber die Erkenntnis eintreiben und die Erfahrung kundtun, die man nie gehabt hat... Eine neue Sprache muß eine neue Gangart haben, und diese Gangart hat sie nur, wenn ein neuer Geist sie bewohnt.*

– Ingeborg Bachmann

Dieses Buch kann einen vielleicht gewünschten Anspruch auf Vollständigkeit nicht erfüllen. Kein Buch kann für alle und alles sprechen. Es gibt viele besondere Menschen, die über unsere Pluralität geforscht, nachgedacht und geschrieben haben, und es braucht noch viele weitere Stimmen, die gehört werden müssen, weil deren Wissen sich verbreiten muss. Einige von ihnen werde ich in diesem Buch erwähnen, indem ich ihre Gedanken aufnehme, sie rezitiere und versuche sie weiterzudenken. Es geht mir in diesem Buch auch darum, möglichst viele Menschen zu benennen, weil ich nicht alleine stehe. Und gleichzeitig stehe ich vor der Herausforderung, viele wissenschaftliche und politische Begriffe erklären und viele unterschiedliche Kontexte einordnen zu müssen. Es sind verschiedene Diskurse und Sprachen, innerhalb derer ich mich in diesem Buch bewege, und gleichzei-

tig soll es viele mitnehmen. Oft wurde ich gefragt, wer konkret die Menschen sind, die ich ansprechen möchte, und irgendwie hoffe ich, dass es einfach viele sind.

Bevor es also losgeht, noch ein paar Informationen zu meiner Sprache und dem Gebrauch dieses Buches. Manche Namen von Menschen habe ich markiert geändert. Fremdwörter versuche ich, so gut es geht, im Lesefluss zu erklären. Am Ende des Buchs findet sich eine Quellenangabe für jedes Kapitel. Außerdem gibt es nach vielen Kapiteln einen Anhang, in dem ich Menschen und ihre Arbeit zeige und einladen möchte, das jeweilige Thema zu vertiefen.

Sprache ist eine Form der Handlung, die Menschen zugleich wertschätzen, verletzen, anerkennen und diskriminieren kann. Sprache ist politisch. Sie kann Menschen abwerten, auch wenn es so nicht gemeint ist oder es so nicht verstanden werden soll. Es bedarf einer gewissen Offenheit, um Dinge wahrzunehmen, selbst wenn einem diese nicht unmittelbar nachvollziehbar oder gerechtfertigt erscheinen. Es braucht Kontext. Und ich stelle fest, dass dieser oft fehlt und Sprachdebatten nicht selten laut und einseitig oder an der Oberfläche diskutiert werden. Und das, obwohl viele kluge Menschen schon viele differenzierende Dinge darüber geforscht und gesagt haben. Und so führt das Absprechen von Diskriminierung durch Sprache in der Umkehr zu einer sich verschärfenden Situation für »die Benannten«. Ohne Austausch darüber ergibt sich keine Lösung, und was bleibt, ist ein Streit absoluter Positionen. Deshalb habe ich viele Workshops gegeben, Texte geschrieben oder Veranstaltungen moderiert, die sich mit der Frage nach einem diskriminierungssensiblen Sprachgebrauch beschäftigen. Darüber, wie das Geäußerte auf andere Menschen wirken kann, welcher Blick auf die Welt sich darin zeigt. Ich glaube, dass eine Veränderung im Denken auch über die Sprache stattfindet, und ich wünsche mir eine

Gesellschaft, in der alle Menschen wahrnehmbar sind. Deshalb versuche ich mich an einem Sprachgebrauch, der sich an einer »aner kennenden Sprache« orientiert. Es ist der Versuch, möglichst immer viele mitzudenken, um Normen aufzulösen. Diese Auflösung passiert, indem Irritation und Störungen entstehen, ohne unverständlich zu werden. Auch Schreiben und Sprechen sind Übung.

Für alle Menschen, die nicht *weiß* sind, nutze ich die Selbstbezeichnungen Schwarz, Person/People of Color (PoC) oder nicht *weiße* Person. Es sind politische Begriffe, die unterschiedliche Lebensrealitäten zeigen. Angelehnt an die von Maisha-Maureen Auma, Grada Kilomba und Peggy Piesche im Sammelband *Mythen, Masken und Subjekte* formulierte Erklärung, schreibe ich *weiß* kursiv, weil es eine Konstruktion ist ebenso wie »Schwarz«. »Schwarz« schreibe ich groß, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine Zuordnung und eine bestimmte Erfahrung handelt, die ich als »Rassifizierung« verstehe. »Rassifiziert« beschreibt die Handlungsweise, wie Schwarzen Menschen bestimmte Zugehörigkeiten oder Wesensarten zugeschrieben werden. Sich als Schwarz zu bezeichnen ist ein Prozess. Es ist ein politisches Selbstverständnis, um sich in dieser Gesellschaft zu positionieren, und es handelt sich dabei nicht explizit um die Hautfarbe. Schwarzsein bedeutet beispielsweise, dass Menschen durch die gemeinsame Erfahrung von Rassismus auf eine bestimmte Weise wahrgenommen werden.

Auch *weiß* verstehe ich als eine soziale Position. Sie befindet sich im gesellschaftlichen Machtverhältnis ganz oben, ist aber wie Schwarz eine gesellschaftliche Konstruktion. Denn Mensch ist Mensch. Doch obwohl das so ist, unterscheidet sich, wie wir wahrgenommen werden und nach vermeintlichen »Mehr- und Minderheiten« unterschieden werden. Wie das Reden und Agieren in einer Dominanzgesellschaft nur diejenigen zeigt, die nicht

von Ausschlüssen betroffen sind. Das macht für mich politische Ungleichheiten deutlich, die in einer Gesellschaft nicht alleine eine Frage von Zahlen oder Mehrheiten sind, sondern davon abhängen, was an strukturellen Regeln, Abläufen, Normen und Institutionen erschaffen wurde, um sie aufrechtzuerhalten.

»PoC« wird in Deutschland oft für migrantisierte und marginalisierte Menschen verwendet, da es bisher kein deutsches Wort gibt, das ihre unterschiedlichen Erfahrungen vereint. »BI-PoC« steht dabei für Black, Indigenous and People of Color und differenziert das Spektrum noch weiter aus. »Indigenous« bedeutet so viel wie »in ein Land geboren«. Die Selbstbezeichnung »indigen« bezeichnet die Erfahrung, durch einen rassistischen, also kolonialen Raub von Land verdrängt zu werden und deshalb Verfolgung, Mord oder Genozid erlebt zu haben und dadurch bis heute unterdrückt zu werden. Wer sich also fragt, was Indigenous in Deutschland für eine Rolle spielt, der sei ganz simpel an unseren gesellschaftlichen Umgang mit Native Americans beziehungsweise den First Nations der USA und Kanadas zu Karneval oder Fasching in Deutschland erinnert: veraltete Kinderspiele oder -lieder. Es gibt auch hierzulande eine sprachliche Verbindung zur imperialistischen Geschichte. Wir leben in einer globalisierten Welt.

Viele der englischsprachigen Selbstbezeichnungen, die wir in Deutschland nutzen, entstammen der Civil-Rights-Bewegung der USA und zielen darauf ab, Menschen mit Rassismuserfahrung in ihren unterschiedlichen Erfahrungen selbstbestimmt zu spiegeln. Sie gelten als emanzipatorische und solidarische Begriffe, denn nur was als Problem erkannt und benannt wird, kann auch bekämpft werden. PoC gilt zudem als Umdeutung der abwertenden Zuschreibung »coloured«, ein Begriff, der im Deutschen oft fälschlicherweise mit »färbig« übersetzt wird. Menschen haben allerdings keine Farben, und damit obsolet

sind auch alle anderen Bezeichnungen, die auf Hautschattierungen von Schwarzen Menschen abzielen und eigentlich mit der subtilen Botschaft verknüpft sind, dass Schwarze, die eine hellere Schattierung haben (light-skinned), favorisiert werden, weil das als wünschenswert und normschön gilt. Dieses Denken beschreibt die Tatsache von Colorism, auf die ich später noch eingehen werde.

Neben rassismussensibler Sprache verwende ich eine gendersensible Sprache. Dafür nutze ich das Gendersternchen, benenne Geschlecht/Gender oder suche nach genderneutralen Formen. »Gender« als Begriff nutze ich immer dann, wenn die Zuordnung fehlt und nicht auf ein Geschlechtsteil geschlossen wird, weil Gender nicht nur eine biologische, sondern auch soziale Konstruktion beschreibt. Es ist mir wichtig aufzuzeigen, dass, wenn ich nur »Wissenschaftler« schreibe, ich im Kopf vieler Menschen nur über Männer schreibe. Und dass, wenn ich kein Sternchen nutze, ich Menschen, die sich nicht in die binäre Ordnung von Mann und Frau einordnen, unsichtbar mache. Inzwischen taucht in der Debatte um das Gendersternchen auch der Doppelpunkt auf. Weil einige Vorleseprogramme den Doppelpunkt als kurze Pause vorlesen, heißt es, der Doppelpunkt sei barrierefreier. Allerdings tun dies die meisten nicht, wie unter anderem der Berater für digitale Barrierefreiheit Taner Aydın untersucht hat. Viel wichtiger als die Frage, ob der Doppelpunkt verwendet wurde, ist daher die Frage, ob ein Text für Screenreader aufgearbeitet wurde, ob es bei Bildern eine Unterschrift oder einen Alternativtext gibt. Das erklärt die Stimmen, die darauf hinweisen, Gender- und Behindertengerechtigkeit nicht über Stern- und Doppelpunktfragen gegeneinander auszuspielen.

Der Doppelpunkt sollte das Sternchen und ein Nachdenken über die Binarität, die ein generisches Maskulinum in der deut-

schen Sprache vermittelt, nicht abhaken, weil es die Sprech-, Schreib- und Sehgewohnheiten von Cis-Menschen vermeintlich weniger stört. Als Cisgender werden Menschen bezeichnet, die sich mit dem ihnen bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht identifizieren. Cisgender erweitert das Differenzverständnis und bricht als Bezeichnung mit gängigen Sichtweisen. Es ändert die Bedingungen für nicht-binäre, inter und trans\* Menschen, die oft als Abweichung von der Norm gelesen werden. Cis ist also das Gegenteil von trans\*, und viele hetero und queere Menschen sind cis. »Queer« wiederum ist ein politischer Begriff, der aus Widerstand und in der Wissenschaft als Selbstbezeichnung aus der sogenannten LGBTQIA+-Community stammt. Es ist eine englische Abkürzung, die für Lesbian, Gay, Bi, Trans, Queer und Intergender und Agender steht. Das + verdeutlicht, dass es noch mehr Gender-Identitäten gibt. »Trans\*« ist dabei ein Sammelbegriff, der für alle Transidentitäten steht. Ebenso gilt »inter\*« als Sammelbegriff für die Vielfalt intergeschlechtlicher Realitäten und Körperlichkeiten. Es ist mir wichtig, kenntlich zu machen, dass es Gender noch nie in nur zwei Varianten gab, sondern es ein Spektrum an Möglichkeiten gibt, die cis-heteronormative Vorstellungen infrage stellen.

Sprache ist für mich ein Feld, um all unsere Lebensrealitäten sichtbar zu machen und zu experimentieren. Sie entwickelt sich, war schon immer im Wandel und hat sich den gesellschaftlichen Gegebenheiten angepasst. Zeitgemäße Anpassungen wurden vorgenommen, haben sich etabliert, alte Sprachweisen tradierten sich aus und wurden vergessen. Sprache sucht neue Wege, zeigt Leerstellen auf, und neue Worte etablieren sich. Das ermöglicht, unsere gesellschaftlichen Vorgänge besser oder exakter zu beschreiben. Für mich spaltet unsere Sprache nicht, sondern deckt durch ein differenziertes Betrachten ihrer Beschaffenheit auf, was übersehen wurde. Ein Wissen um Begriffe ist für mich

die Grundlage, um in einen echten Austausch über unser Miteinander zu kommen, der über eine Empörung von »Sprachdiktatur« oder »Ästhetik« hinausgeht. Es gilt, sich mit dem Kontext auseinanderzusetzen, in dem Menschen Selbstbezeichnungen wählen, um ihre Differenz zu beschreiben, weil es ihre Form des Widerstands gegen eine Erfahrung der Abwertung ist. Erst die Benennung der einzelnen Diskriminierungsformen ermöglicht, sie zu verstehen. Es ist der erste Schritt, um dann in der Summe ihres Verschränktseins Ähnlichkeiten festzustellen und Schritte gegen die Diskriminierung einzuleiten. Diese Schritte beginnen mit einem Umdenken und Andersdenken über die alltäglichen Sprachhandlungen, die dazu beitragen. Hannah Arendt zufolge gestalten wir sprechend und handelnd die Welt, und damit ist Sprache ein Ort, wenn auch nicht der einzige, um etwas zu verändern.

Zuerst bin ich Mensch. Ein Mensch mit Merkmalen. Auch über diese Form der sogenannten *people-first-language* gilt es, sich beim Reden, Schreiben und Sprechen Gedanken zu machen. Und so gibt es kritische und befürwortende Stimmen des Mensch-zuerst-Ansatzes, der für die Bezeichnung »Mensch mit Behinderung« plädiert. Von kritischer Seite wird darunter aber auch der Versuch einer »Normalisierung« verstanden. Ein gut gemeinter Ansatz, der verkennt, dass Beeinträchtigungen wie Autismus, ADHS oder chronische Schmerzen uns unterscheiden und eben kein zusätzliches Merkmal darstellen, sondern Menschen damit verschränkt sind. Vertreter\*innen dieses Ansatzes sprechen von behinderten Menschen, so wie von Schwarzen oder queeren Menschen gesprochen wird. Zumal damit auch deutlich wird, dass behinderte Menschen zum einen behindert sind, aber auch durch von nicht behinderten Menschen gemachte äußere Barrieren wie Gebäude oder gängige Abläufe behindert werden. »Behindert ist man nicht, behin-

dert wird man« ist ein bekannter Ausspruch dafür. So achte ich in diesem Buch auf eine ableismuskritische Sprache und suche keine Synonyme wie »besondere Bedürfnisse« oder »Handicap«, weil das die Realitäten verschleiert.

Schlussendlich wünsche ich mir nicht nur für unserer Sprache, dass wir aus der Enge und Begrenztheit heraustreten, die viele Debatten bestimmt. Dass wir mehr ins Nachdenken kommen, zum Beispiel darüber, dass übergewichtig eine Abwertung beinhaltet und die beschreibende Form eines Körpers deshalb mehrgewichtig ist. Dass wir klären, warum die Adjektive »dick« und »fett« negativ besetzt sind, aber es nicht sein sollten, und mehr Menschen sich dafür interessieren, wie dicke\_fette Menschen versuchen, ihre Selbstbeschreibungen wieder für sich zurückzugewinnen. In diesem Sinne ist Sprache auch etwas, mit dem sich die Widerstände gegen unsere Differenz überwinden lassen, wenn mehr von uns Gefallen daran finden. Davon ausgehend verstehe ich den Begriff der Diversität als einen, der im Deutschen (noch) weniger mit einem spezifischen Konzept verbunden ist. Ich nutze ihn als analytisches Synonym und Erklärung für einen wertneutralen Blick auf unsere Differenz, die da ist und gleichzeitig konstruiert wird. Diversitätskategorien wie Gender, Behinderung oder Ethnizität sind Analysekatoren, und eine diversitätsbewusste Berichterstattung bedeutet einen professionellen Umgang damit. Es ist etwas anderes, als der Begriff »Diversity« beschreibt, der im Englischen auf einer wertschätzenden Vorstellung basiert, die soziale, kulturelle oder individuelle Differenzen weniger als faktische Tatsache versteht, sondern positiv besetzt. Dabei aber werden beispielsweise in Unternehmen menschliche Unterschiede oft in ihrem ökonomischen Potential betrachtet und eine damit verbundene Diskriminierung außer Acht gelassen. Mich aber interessiert weniger, was ein Mensch kann oder wozu er gut zu gebrauchen ist, was

eher einer kapitalistischen Logik folgt. Und mir geht es auch nicht darum, einen Trend zu stützen, bei dem jetzt alle auf Diversity machen, die eine sogenannte Alibi(Token)politik unterstützt. Das passiert, wenn beispielsweise zwar mehr Schwarze, behinderte oder trans Menschen TV-Sendungen moderieren, sich aber in der internen Struktur der Medienanstalten langfristig nichts verändert. Repräsentation ist wichtig, aber das alleine genügt nicht. Zumal sich damit irgendwann ein »Diversity Dilemma« ergibt, nämlich, dass Menschen nur noch in Kategorien gedacht werden, aus denen sie dann nicht mehr herauskommen.

Veränderung ist ein stetiger Prozess, und so sollten wir das Eigene nicht aufgeben, aber Neues oder anderes zulassen. Deshalb würde ich es für mich selbst als einen Widerspruch empfinden, mich in diesem Buch für Gleichbehandlung auszusprechen und dabei das Miteinander in unserer Sprache unter den Tisch fallen zu lassen. Und obwohl auch ich denke, dass es herausfordernd ist, unsere Differenz je nach Perspektive immer adäquat zu beschreiben und Klischeebildung zu vermeiden, versuche ich es. Ich tue es auch, weil Sprachnutzung für mich als Journalistin ein Handwerk ist, das ich verantwortungsvoll nutzen möchte. Wie kann ich diversitätssensibel darstellen und beschreiben, das ist eine wichtige Frage für mich. Und ebenso: Wie kann ich schön und ästhetisch schreiben und dabei authentisch bleiben? Manchmal ist es ein Balanceakt, und ich weiß nicht, ob mir dieses Gleichgewicht im Buch immer gelingt. Aber mein Ansatz ist es, mich in Sprache auszuprobieren, und so werde ich es mit den Schreibweisen in diesem Buch handhaben, das zudem ein Sensitivity Reading von verschiedenen Personen erfahren hat, weil nicht alle Perspektiven von mir repräsentiert werden. Dieses Vorgehen würde ich mir für alle Bücher wünschen, und damit hoffe ich, dass dieses Buch schön klingt und sich für möglichst viele gut anfühlt.

## #Reflexionen

---

Die AG Feministisch Sprachhandeln hat einen Leitfaden zu antidiskriminierenden Sprachhandlungen herausgegeben. »**Was tun? Sprachhandeln – aber wie? W\_Ortungen statt Tatenlosigkeit**«. Das Gleichstellungsbüro der Goethe-Universität Frankfurt bietet »**Handlungsempfehlung für eine diversitätssensible Mediensprache**«. Formulierungshilfen für einen sensiblen Sprachgebrauch in der Migrationsgesellschaft gibt es im »**NdM-Glossar**« der Neuen deutschen Medienmacher\*innen.

<https://feministisch-sprachhandeln.org/>

<https://www.uni-frankfurt.de/66760835/Diversitaetssensible-Mediensprache.pdf>

<https://glossar.neuemedienmacher.de/>

Mit dem Projekt »**Leidmedien.de**« des Vereins Sozialhelden berät ein Team aus Medienschaffenden mit und ohne Behinderung Redaktionen in Sachen ableismuskritische Berichterstattung. Der Leitfaden »**Auf Augenhöhe**« fasst kompakt zusammen.

<https://leidmedien.de>

<https://leidmedien.de/journalistische-tipps/leitfaeden/leitfaden-augenhoehe/>

»**Schöner schreiben über Lesben und Schwule**« ist ein Leitfaden vom Bund Lesbischer und Schwuler Journalist\*innen. »**Trans in den Medien**« ist eine Broschüre des Vereins TransInterQueer TrIQ). Das »**Gender Glossar**« ist ein Online-Nachschlagewerk der Universität Leipzig, in dem Wissen um Geschlecht und Sexualität multiperspektivisch verhandelt wird.

[http://www.blsj.de/uploads/Schoener-schreiben-ueber-Lesben-und-Schwule\\_BLSJ-Leitfaden\\_2013.pdf](http://www.blsj.de/uploads/Schoener-schreiben-ueber-Lesben-und-Schwule_BLSJ-Leitfaden_2013.pdf)

[https://www.transinterqueer.org/download/Publikationen/TrIQ\\_Journalist\\_innen-2.%20Aufl.-web\(2\).pdf](https://www.transinterqueer.org/download/Publikationen/TrIQ_Journalist_innen-2.%20Aufl.-web(2).pdf)

<https://gender-glossar.de>

»**Schreiben über ...**« Ein Glossar und einen Leitfaden für einen rassismuskritischen Sprachgebrauch hat das AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e. V. herausgebracht. Alice Hasters und ich haben darin eine 2022 erscheinende Aktualisierung des Textes »**Schreiben über Schwarze Menschen**« geschrieben, den ich 2013 mit der Antirassismus-Beraterin Jamie Schearer formuliert habe. In den Publikationen »**Mit kolonialen Grüßen**« oder »**Das Märchen von der Augenhöhe**« von glocal e. V. geht es um das Denken und Schreiben in Zusammenhängen der Entwicklungszusammenarbeit. »**Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagwerk**«, 2012. Dieses Buch von Susan Arndt, Nadja Ofuately-Alazard (Hg.) gilt als ein Klassiker aus wissenschaftlicher Perspektive.

<https://www.oegg.de/leitfaden-fuer-einen-rassismuskritischen-sprachgebrauch/> <https://www.oegg.de/sprache-schafft-wirklichkeit-glossar-und-checkliste-zum-leitfaden-fuer-einen-rassismuskritischen-sprachgebrauch/> <https://www.glocal.org/publikationen/das-maerchen-von-der-augenhoehoe/>

<https://www.glocal.org/publikationen/mit-kolonialen-gruessen/>



# Sozialisation

## Wie werden wir?

*Der Mensch wird und wächst in ständiger Veränderung von Dingen und anderen Menschen um ihn herum. Sich eingliedern beginnt in der Familie, der Beziehung zu Gleichaltrigen, dem Umfeld. Die Vergesellschaftung folgt. Mehr Menschen kennenlernen, Verhaltensweisen in sich verankern, Institutionen durchlaufen, Freund\*innenschaften schließen. Sich im Denken und Fühlen an soziale Regeln und Abläufe anpassen. Sich den Meinungen und Gefühlen unserer Nächsten nicht entziehen können. Sich zugehörig und angehörig fühlen. Die Ausprägung unseres Seins, unserer Persönlichkeit ist eingegliedert in die sozialen Orte, in denen wir leben. Bis ins Alter leben wir in Abhängigkeit von Normen und Werturteilen, um uns miteinander zurechtzufinden. Wie werde ich gespiegelt, wie spiegele ich mich?*



## Kindheit: Bei Rassismus wird ihnen schlecht<sup>1</sup>

*ich werde trotzdem afrikanisch sein  
auch wenn ihr mich gerne deutsch haben wollt  
und werde trotzdem deutsch sein  
auch wenn euch meine schwärze nicht paßt  
ich werde noch einen schritt weitergehen  
bis an den äußersten rand  
wo meine schwestern sind  
wo meine brüder stehen  
wo unsere FREIHEIT beginnt  
ich werde noch einen schritt weitergehen und  
noch einen schritt weiter  
und wiederkehren  
wann ich will  
wenn ich will  
grenzenlos und unverschämt bleiben*

– May Ayim

May Ayim machte meinen Anfang. Sie, die Poetin, 1960 geboren. Vorreiterin der Schwarzen Bewegung in Deutschland, die

---

1 Triggerwarnung: Dieses Kapitel enthält unter Umständen verletzende Darstellung und reproduziert Gewalt durch das Benennen von Kolonialverbrechen und ihren Folgen.

mit ihrem politischen Wirken und Lyrik zur Geschichte und Gegenwart Schwarzer Menschen bekannt wurde. Mit 16 Jahren lernte ich ihre Arbeit kennen. Damals steckte ich mitten im Identitätswirrwarr der Born-in-the-80s-Kinder, deren Eltern oder Elternteile einmal nach Deutschland migriert waren. Ich, das Kind einer *weißen* Mutter aus Bayern und eines Schwarzen Vaters aus Ghana, aus der Metropole Kumasi, das zusammen mit ihnen in Frankfurt am Main aufwächst. Meine Jugend war eine, in der ich mein *Weiß*sein gelernt hatte und mein Schwarzsein nicht kannte. Sie war lange begleitet von der Sehnsucht nach vermeintlich erstrebenswerten Attributen: Ich wollte glatte Haare haben und *weiß* sein. Ich hasste es, in der Sonne dunkler zu werden, und benutzte als Jugendliche Sunblocker. Ich dachte, dass das mein Leben leichter machen würde. Was für ein Irrtum.

Es war die Zeit der Schulpraktika, und ich hatte damals wochenlang nach einer Beratungsstelle gesucht, weil ich wissen wollte, wie eine Psychologin arbeitet. Beim Verband der binationalen Ehen und Partnerschaften (iaf) bekam ich den Zuschlag, durfte in Sitzungen zuhören, wie Paare aus Familien wie meiner Rat suchten. Es ging um die Möglichkeit zu heiraten, um Familiennachzug, interkulturelle Fragestellungen, um Kindererziehung und Fragen nach Identität und Zugehörigkeit. Irgendwann wurde mir der Sammelband *Farbe bekennen* in die Hand gedrückt. Ayim hat darin zusammen mit anderen Schwarzen Frauen 1986 über ihr Leben und die Geschichte Schwarzer Menschen in Deutschland geschrieben. Fast nichts hatte ich vorher darüber gewusst, und mein Verlangen nach Wissen über mich selbst war damals so unglaublich groß.

Meine Eltern ahnten zu dieser Zeit nicht wirklich, was in mir vorging. Zumindest glaube ich das, weil ich es ja selbst nicht genau wusste. Wie auch? Meine Mutter, eine Krankenschwester, die Anfang der 70er Jahre als junge Frau aus dem

Dorf in die Stadt gezogen war, hatte viel Empathie, aber wenig Wissen über das, was Rassismus insbesondere für ein Kind wie mich bedeutete. Und mein Vater, der noch vor dem Ende der Kolonialzeit in Ghana geboren wurde, hatte wieder andere Erlebnisse und ein anderes Verhältnis zu Deutschland und dem Thema Rassismus als ich. Lange hoffte er, wie ich heute weiß, dass ich weniger Probleme haben würde als er, weil es meine *weiße* Mutter gab.

Erst als ich erwachsen war, begriff ich die Geschichte meiner Eltern und konnte die Erfahrungen einordnen, die Paare wie sie bis heute machen. Wie es für sie war bei der Wohnungssuche, die Blicke, das Unverständnis, aber auch das Nichtverstehen zwischen den beiden. Ich habe ihre sehr individuellen und besonderen Geschichten oft beweint, weil sie mich geprägt haben wie all die Kinder, die in ähnlichen Strukturen wie ich aufgewachsen sind. Heute verstehe ich, wie sehr sich die Erfahrungen meines Vaters in Deutschland von meinen nicht nur als ein in Deutschland geborenes Kind der sogenannten zweiten Generation unterscheiden, sondern auch welchen Unterschied unsere verschiedene Hautschattierung für andere macht. Welche Unterschiede unsere Genderdifferenz und die Anerkennung unserer Ausbildungen spielt. Ich lernte, dass es unterschiedliche Formen einer transgenerationalen Weitergabe von Stress und Trauma gibt und was das für mich als Nachkommin eines ehemals Kolonisierten bedeutet. Was es heißt, als Heranwachsende nichts über dieses Kapitel meiner Geschichte und die Rolle Deutschlands darin gelernt zu haben. Über »Maafa«, den Swahili-Begriff für »Große Katastrophe«, der die Verbrechen gegen die Menschen afrikanischer Abstammung beschreibt, wie zum Beispiel den Völkermord an den Herero und Nama im heutigen Namibia.

Erinnern wir uns kurz an ein Land, das als deutsche Kolonie einst Deutsch-Südwestafrika genannt wurde. Deutsche

Siedler\*innen besetzen das Land der Herero und Nama, die sie mit abfälligen Namen bezeichnen. 1904 erklärt Herero-Führer Samuel Maharero den Kolonialisten den Krieg. Mit der Schlacht am Waterberg unter General Lothar von Trotha wendet sich der Aufstand in einen Vernichtungsfeldzug. Von 1904 bis 1908 fanden rund 80 Prozent der 80 000 Herero und zehn Prozent der 20 000 Nama, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten, den Tod. Menschen: erschossen, vertrieben, verdurstet und verhungert, als sie in die fast wasserlose Omaheke-Wüste flüchteten, die abgeriegelt wurde. Menschen, die in Konzentrationslagern an Seuchen, Unterernährung und den Folgen der Zwangsarbeit starben oder durch medizinische Experimente ermordet wurden. Ihre Skelette wurden zu vermeintlichen Forschungszwecken nach Berlin geschickt. Denn die Begehrlichkeiten richteten sich nicht nur auf das Land und seine Schätze, sondern auch die Forschung hatte ein großes Interesse an den Körpern der kolonialisierten Menschen. In Deutschland sollte ein umfassendes »Archiv« aufgebaut werden. Schädelmessungen sollten die vermeintliche Überlegenheit *weißer* Menschen beweisen, sagte mir der Kolonialhistoriker Joachim Zeller. Weiblich gelesene Menschen wurden in den Arbeitslagern gezwungen, die Köpfe von Toten mit kochendem Wasser und Glasscherben von Haaren und Haut zu säubern. Um die Muskulatur zu erhalten, wurden sie in Formaldehyd eingelegt. Die Kisten sandte die »Schutztruppe« zum Beispiel an das Pathologische Institut in Berlin, wo sie vermeintlich anatomischen Untersuchungen unterzogen wurden. Schon damals wurden Formen der späteren Praxis der Eroberung von »Lebensraum« und »Vernichtungskrieg« praktiziert, die im Zweiten Weltkrieg wiederkommen sollten.

Nicht nur Wissenschaftler, auch Abenteurer, Kaufleute und Militärs bestückten als Kolonialisten über Jahrzehnte Universitätsarchive und private Sammlungen mit Gebeinen und Präpa-